



Wilhelm von Bode 1845–1929

Wilhelm Bode studiert zunächst, der Familientradition folgend, Jura in Göttingen und Berlin. In der freien Zeit zieht es ihn ins Museum, zum Beispiel in die Gemäldegalerie im Alten Museum. Hier wird auch der »Wunsch, Kunstgeschichte als Lebensberuf zu erwählen, [...] immer lebhafter«, wie er in seinen Memoiren später berichtet. Er legt noch das juristische Staatsexamen ab, wechselt dann aber 1869 zum Studium der Kunstgeschichte und wird schon Ende 1870 promoviert.

Danach geht er auf Reisen: Zwölf Notizbücher, die in seinem Nachlass im Zentralarchiv erhalten sind, füllt er auf seiner sechsmonatigen Reise durch Dalmatien und Italien 1871 mit Notizen über Museen, Galerien, Privatsammlungen und Kunstwerke. 1872 beginnt Bode seine beispiellose Karriere bei den königlichen Museen, als Assistent der Sammlung der Skulpturen und Gipsabgüsse, die damals noch die Antiken- und die Skulpturensammlung vereinte. Er betreut gleichzeitig auch die Gemäldegalerie als Assistent mit und wird Zeit seines Lebens beiden Sammlungen eng verbunden bleiben, zunächst ab 1883 als Direktor der neu begründeten »Abteilung der Bildwerke der christlichen Epochen« und ab 1890 als Direktor der Gemäldegalerie.

Beide Abteilungen findet er im Alten Museum nicht mehr zeitgemäß untergebracht und plant ein viertes Gebäude an der Spitze der Museumsinsel: das Kaiser-Friedrich-Museum. Der Direktor Bode ist ein Meister darin, trotz des chronisch klammen Ankaufsetats der Museen neue Werke zu erwerben. Er berät betuchte Privatsammler*innen in Berlin und ganz Deutschland beim Aufbau ihrer Sammlungen, er vermittelt ihnen Kunstwerke und sie vertrauen auf seine Expertise. Ebenso tun dies die zahlreichen europäischen Kunsthändler*innen, zu denen er ein weitreichendes Netzwerk etabliert. Im Gegenzug für seine Expertise verkaufen sie ihm für »seine« Sammler*innen und »sein« Museum bereitwillig die besten Werke. Von den Privatsammler*innen erhofft sich Bode finanzielle Unterstützung und Schenkungen für sein Museum, im bes-

ten Fall große Teile der Sammlung, die unter seiner Anleitung zusammengetragen wurde. Dies gelingt in manchen Fällen grandios, wie z. B. im Falle von James Simon. 1897 gründet Bode den Kaiser-Friedrich-Museumsverein, in dem die Hälfte der Mitglieder zu den namhaften Berliner Privatsammler*innen des Kaiserreiches zählen, darunter viele jüdische Bankiers und Unternehmer*innen.

Auf zahlreichen Reisen quer durch Europa erwirbt er die Grundlagen für sein in der Fachwelt anerkanntes Expertentum: Der Kenner, der Experte kennt unzählige Kunstwerke aus eigener Anschauung, was ihn befähigt, Originale von Fälschungen oder Kopien zu unterscheiden und Kunstwerke einem*r Künstler*in zuzuordnen. Doch auch die besten Expert*innen können irren, und nicht immer wird darüber so erbittert öffentlich debattiert wie über Bodes Erwerbung der »Flora-Büste« als vermeintliches Werk von Leonardo da Vinci.

Wilhelm von Bode, 1914 geadelt und »Bismarck der Museen« genannt, war politisch tief verwurzelt im Wilhelminischen Kaiserreich und als Generaldirektor der königlichen Museen (1905–1920) dem konservativen Kaisertum extrem verpflichtet. Seine aus Briefen bekannten antisemitischen Äußerungen scheinen im Widerspruch zu stehen zu seinen engen Beziehungen zu vielen jüdischen Mäzen*innen seines Museumsvereins, von denen umfangreiche Korrespondenzen zeugen, und doch ist es Ausdruck seiner Zeit: Wie viele seiner Zeitgenossen pflegte Bode starke Ressentiments gegenüber »dem Jüdischen«. Soweit bisher bekannt hat er sich allerdings nie öffentlich antisemitisch geäußert, gleichwohl er entsprechende Äußerungen in das Manuskript seiner Memoiren aufnahm, die zur Veröffentlichung bestimmt waren. Diese Ambivalenz zwischen Geisteshaltung und tatsächlichem Verhalten erfordert eine differenzierte, quellenbasierte Betrachtung der Lebensleistung von Wilhelm von Bode.